

Wohl dem, der barmherzig ist

Predigt aus Psalm 112

im Gottesdienst am 25. August 2002,
im Basler Münster

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen

Lesung: Apostelgeschichte 6,1-7

www.predigten.ch

Halleluja! Wohl dem, der den Herrn fürchtet,
der grosse Freude hat an seinen Geboten!
Sein Geschlecht wird gewaltig sein im Lande;
die Kinder der Frommen werden gesegnet sein.
Reichtum und Fülle wird in ihrem Hause sein,
und ihre Gerechtigkeit bleibt ewiglich.
Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis
von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten.
Wohl dem, der barmherzig ist und gerne leiht
und das Seine tut,
wie es recht ist!
Denn er wird ewiglich bleiben;
der Gerechte wird nimmermehr vergessen.
Vor schlimmer Kunde fürchtet er sich nicht;
sein Herz hofft unverzagt auf den Herrn.
Sein Herz ist getrost und fürchtet sich nicht,
bis er auf seine Feinde herabsieht.
Er streut aus und gibt den Armen;
seine Gerechtigkeit bleibt ewiglich.
Seine Kraft wird hoch in Ehren stehen.
Der Gottlose wird's sehen, und es wird ihn verdrießen;
mit den Zähnen wird er knirschen und vergehen.
Denn was die Gottlosen wollen, das wird zunichte.

Psalm 112

Liebe Gemeinde

Letzten Sonntag haben wir gehört, wie der Psalm 147 das Lob Gottes singt – viel zu extrem sei dieses Gotteslob, meinten einige Konfirmanden. Heute hören wir das andere: der Psalm 112 lobt den Menschen.

Das ist erstaunlich, unerwartet besonders für einen reformierten Theologen, der es in Fleisch und Blut hat, dass einzig und allein Gott alle Ehre wert ist. Aber es ist so: Der Psalm 112 ist ein Loblied auf den Menschen. Mit vielen Worten wird der Gottesfürchtige, der geradlinig Fromme, der barmherzige Mensch gelobt. Es gibt unter uns nicht nur erbärmliche Sünder. Es gibt auch gottesfürchtige Menschen, die es wert sind, dass Gott ihnen mit seinem Wort ein kleines Denkmal aufrichtet. Ein solches Menschlob ist der Psalm 112.

Natürlich, liebe Gemeinde, hat der Psalm seine präzisen Gründe für das, was er sagt, und legt es wohl geordnet dar. Der Psalm macht nicht humanistisch gutgläubig ein paar unverbindlich pauschale Aussagen über das Gute im Menschen. Nein, der Psalm sagt genau, wie und wann und warum ein Mensch lobenswert ist.

Zuerst einmal steht am Anfang kurz, aber unverzichtbar das andere, das Lob Gottes. „Halleluja!“, übersetzt: Lobet den Herrn. Wenn ein Mensch gut ist, nimmt das seinen Anfang bei Gott. Darum hat der Psalm 112 im Ganzen zwei Teile: Zuerst ist davon die Rede, dass ein Mensch glücklich ist, wenn er Gott fürchtet. Dann ist davon die Rede, dass es schön ist, wenn er barmherzig und grosszügig ist seinen Mitmenschen gegenüber. Es ist wie immer in der Bibel: Zuerst die Liebe zu Gott, dann die Liebe zum Nächsten, beides untrennbar verbunden – aber doch die Liebe zu Gott am Anfang!

Denn – der Psalm sagt das deutlich – der Weg von einem frommen Menschen ist nicht ein lieblich schöner Spaziergang. Dieser Weg geht durch dunkle Gefahren, ist bedrängt. Zwar verspricht der Psalm dem Frommen Reichtum ins Haus, eine gesegnete Kinderschar, die ihm Ehre bringt, und einen Erfolg, an dem sich am Ende auch die Feinde die Zähne ausbeissen. Aber eben: Der Gerechte hat Feinde! Die Bibel setzt das auf allen ihren Seiten voraus: Man kann in dieser Welt nicht gradlinig und treu durch das Leben gehen, ohne dass man sich Feinde macht. Wer überall immer nur beliebt ist, kann nicht beliebt sein bei Gott. Wer seine ganze Freude hat an Gottes Geboten und sich von Herzen für die Armen einsetzt, macht sich damit auch Feinde.

Darum sagt der Psalm: „Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis“. Das heisst: Die Finsternis ist da. Sie umgibt einen gerechten Menschen. Wer seinen Weg wahrhaftig gehen will, gerät in angsthafte Finsternis. Sein Leben wird verdüstert von dem, was man Schlechtes über ihn redet. Die Schatten von traurigen Niederlagen legen sich auf den Frommen. Aber in dieser Finsternis geht ihm das Licht Gottes auf. Mitten im Dunklen ist Gott da mit seinem Wort und seinem Heiligen Geist, so dass die Frommen – die Geradlinigen, kann man übersetzen – beten und bitten können und wieder Frieden und Zuversicht finden. „Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis“, rühmt der Psalm. Sie fürchten sich nicht, auch wenn Unheilsbotschaften kommen und sie von Verleumdungen hören. Jesus hat seinen Jüngern gesagt: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, wo sie die Motten und der Rost fressen und wo Diebe einbrechen und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo sie weder Motten noch Rost fressen und wo die Diebe nicht einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“ (Matthäus 6,19-21). Mit anderen Worten: nicht an der Börse und ihren Höhen und Tiefen soll unser Herz sein, sondern bei Gott.

Wenn man diese Worte mit dem Psalm 112 auslegen will, heisst das: Der Himmel ist gegenwärtig, wo Gottes Name und seine Gebote sind. Daran soll unser Herz hängen. Der Himmel ist aber auch gegenwärtig, wo die Armen sind, die Kleinen und Hilfsbedürftigen. „Was ihr getan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan“, sagt der Menschensohn im letzten Gericht (Matthäus 25,40). Unser ewiges Schicksal entscheidet sich daran, wie wir den Armen begegnen. Denn das Gebet der Armen hat Vorrang bei Gott. Ihre

Bitte, aber auch ihr Lob und Dank dringt zu Gott und er bewahrt es in seinem Herzen. Wenn also die Armen Gutes erfahren und dafür Gott danken, und wenn sie dabei auch die Menschen erwähnen, durch die sie das Gute erfahren haben, dann wird dieser Name bei Gott notiert und der Barmherzige bekommt einen Platz im Herzen Gottes. Und Gott vergisst nicht. Die menschliche Erinnerung verblasst; jedes Denkmal, das wir aufrichten, zerfällt. Aber Gottes Gedanken werden nicht müde. Was er aufgezeichnet hat, verwittert nicht. „Der Gerechte wird nimmermehr vergessen“, rühmt der Psalm. Gott denkt an den Frommen – „seine Gerechtigkeit bleibt ewiglich“. Sie hat ihre Heimat in Gott.

II

Liebe Gemeinde!

Barmherzig sein – darauf kommt alles an! Aber wir wissen: Das muss auch recht getan werden! So dass die Barmherzigkeit tatsächlich zum Guten wirkt und nicht alles noch schlimmer macht.

Das hat schon die erste, junge Christengemeinde in Jerusalem erfahren. Am Anfang waren alle ein Herz und eine Seele, vereint durch das gewaltige Erlebnis, dass Jesus gestorben und auferstanden war. Alle haben mit offenen Händen mit allen geteilt, und niemand dachte etwas Böses. Aber schon bald hat der Alltag die junge Gemeinde eingeholt. Und der Alltag, das heisst leider: die Sünde. Misstrauen ist unter den Gläubigen aufgekommen, erzählt die Apostelgeschichte. Die soziale Herkunft und die altüberkommenen Rechte und Ehrenstellungen wurden wieder wichtig. Die Gruppe der griechischsprachigen Gemeindeglieder fühlte sich zurückgesetzt und rebellierte gegen die hebräischen, heisst es. Unbrüderlich begann man zu zanken. Und die Apostel? Was sagten sie dazu? Sie sagten nicht: Wir müssen doch alle lieb sein. Wir dürfen nicht zanken. Wir müssen zurück zu der ersten Herzlichkeit ... Nein, nüchtern und realistisch sagten sie: Wir müssen das besser organisieren. Wir müssen eine gegenseitige Kontrolle einbauen. Wir müssen Amtsträger einsetzen und Menschen wählen, denen wir die Verwaltung der gemeinsamen Gelder anvertrauen. Und so hat die Kirche und hat später auch der christliche Staat seine Aufgabe an den Armen zu erfüllen versucht. Man hat das barmherzige Tun organisiert und kontrolliert, und nach und nach ist der Sozialstaat entstanden, in dem wir differenziert und professionell die Nächstenliebe absichern. Dieser moderne Sozialstaat ist eine eigentümliche, ich möchte sagen: eine *unheimlich gute* Sache. Es ist doch wirklich etwas Gutes, dass kein Bürger in unserem Land betteln muss. Alle haben das Recht auf Hilfe. Eine gewaltige Heerschar von Fürsorgern, Beratungsbüros, Hilfsfonds, Sozialarbeitern und Pflegern verwalten die Gelder und die Hilfe für die Armen. Wer möchte nur ein Wörtlein gegen all dieses Gute sagen? Und doch: Wenn ich durch die Pflegeabteilungen gehe, auf denen unsere alten Gemeindeglieder klinisch perfekt betreut werden, wenn ich selber einen Drogensüchtigen von meiner Haustüre weg zu einer berufsmässigen Hilfsstelle schicke ... dann überkommt mich oft das Elend. Die Hilfe ist organisiert, sie funktioniert – aber sie hat kein Gesicht, kein Herz, das in ihrem Innersten schlägt.

Ich denke, den tiefsten Grund dafür, dass die Professionalität und Funktionalität unsere Nächstenliebe wie aushöhlt, können wir aus dem Bibeltext erschliessen. Die junge Gemeinde der Christusgläubigen hat sieben Armenpfleger eingesetzt: Sieben, die für die finanzielle Hilfe zuständig waren, gegenüber den zwölf Aposteln, die für das Gebet und das Wort sorgen mussten. Sieben zu Zwölf. Wenn wir dagegen heute das Telefonbuch aufschlagen, und die vielen Seiten überblicken, auf denen den Menschen soziale, medizinische, psychologische und viel andere Hilfe angeboten wird, und wenn wir diese vielen Seiten vergleichen mit den paar Spalten, auf denen hoffnungslos verschachtelt die Kirche den Dienst am Wort und am Gebet anbietet: Da zeigt sich ein gewaltiges Ungleichgewicht. Während 100 oder 200 für die Mahlzeiten sorgen, sind noch ein oder zwei Personen für das Wort und das Gebet zuständig ...

Liebe Gemeinde, vor mehr als 70 Jahren, als der moderne Sozialstaat am Entstehen war, hat einer der Wortführer der Kirchen in Deutschland, Otto Dibelius, mit scharfen Worten die staatlich organisierte Fürsorge kritisiert. Diese staatliche „Wohlfahrtsarbeit“, meinte er, zerstöre „das sittliche und religiöse Leben“. Das klingt im ersten Moment vielleicht merkwürdig. Wie kann die soziale Tätigkeit das sittliche Leben zerstören? Aber wenn wir um uns blicken, spüren wir, dass diese Kritik etwas Richtiges in Worte fasst. Trägt nicht die staatliche Sozialarbeit dazu bei, dass wir mit gutem Gewissen die Not der Notleidenden verdrängen können, und dass insgesamt die Barmherzigkeit einem sachlichen Management der Liebe Platz macht?

Der damalige grosse Gegenspieler von Otto Dibelius, der Theologe Karl Barth, war eher der Meinung, dass man die modernen Ideen neu ausrichten und füllen müsse mit einem rechten christlichen Verständnis, mit der Erkenntnis Jesu Christi, und dass man also vor allem im Sozialstaat präsent sein müsse mit einer klaren theologischen Erkenntnis. Aber hat es sich nicht seither gezeigt, dass die alltägliche Praxis die Menschen im Innersten viel stärker leitet als irgendeine Erkenntnis? Keine Predigt kann zurückbiegen, was die Menschen im Alltag als Wahrheit erleben. Der Alltag aber besteht für die grosse Mehrzahl unserer Zeitgenossen in einem angespannten Erwerbsleben und hohen Ansprüchen an die Freizeit. Männer und Frauen müssen produzieren, was sie irgend produzieren können. Und Vieles gelingt! Das Ganze hat Erfolg! Und wer nicht mehr mithalten kann, wird hinüber geschoben auf die Seite derer, die man professionell und sachkundig betreut, unsichtbar für die grosse Mehrheit, aber ordentlich, kontrolliert.

So, liebe Gemeinde, können wir Menschen heute sehr lange in einem verhängnisvollen Selbstbetrug leben. Es ist die Illusion, dass wir ein Recht haben auf die Liebe und sie einfordern und absichern können. Es ist die Illusion, dass wir die Liebe partnerschaftlich organisieren können, so dass sie allen den gegenseitigen grösstmöglichen Gewinn bringt. Der Psalm 112 hält demgegenüber fest: die wirkliche Liebe muss immer auch barmherzig sein, muss sich kümmern, auch wo das angefochten und mühsam ist. Die wahre Liebe, die wir alle nötig haben, kann niemand verdienen und als gutes Recht heimholen. Sie wird uns geschenkt. Wir leben alle aus der Barmherzigkeit Gottes. Darum macht es unser Leben

reich, wenn wir uns liebevoll den Geringen zuwenden. Es ist die grösste Ehre für einen Wirtschaftsführer, wenn er sich auch persönlich um seine geringsten Angestellten kümmert. Es bringt einen unscheinbar und doch mächtigen Segen, wenn nicht die Medien, sondern wenn die Armen im Land gut von uns reden. Und das nachhaltigste gute Werk, das Mann und Frau tun können, ist nicht, was sie in Wirtschaft und Politik leisten, sondern was ihnen durch die Kinder aufgetragen und geschenkt wird.

Diese Erfahrung ist im modern funktionierenden Sozialstaat an den Rand gedrängt. Sachlich, demokratisch nivelliert erscheint die Liebe als ein unpersönliches Menschenrecht. So verwundert es nicht weiter, dass es keine „gewaltigen Geschlechter“ im Lande gibt, sondern nur kleinliche Interessenvertreter, die ängstlich laverieren. Der moderne Sozialstaat zerstört das religiöse und sittliche Leben, meinte Otto Dibelius. Es war schade für unsere Kultur, dass der grösste Theologe der modernen Nachkriegszeit kaum ein Sensorium hatte für diese handfesten sozialen Fragen, mit denen die Evangeliumsverkündigung verbunden ist, und dass seine theologischen Anliegen darum kaum ein soziales Gewicht bekommen haben. Aber im Nachhinein ist man immer klüger ...

Eine Gesellschaftsordnung kann nicht in sich, als Ordnung, barmherzig und liebevoll sein. Die Ordnung muss von Personen und Gemeinschaften mit einer lebendigen Liebe gefüllt werden. Und das beginnt im Herzen der Menschen, sagt der Psalm 112. Es beginnt mit der Gottesfurcht und mit der Liebe zu seinen Geboten. Neben dem barmherzigen Tun, schwergewichtiger, schwieriger und anspruchsvoller muss darum das andere seinen Platz haben: Der Dienst am Wort und das Gebet müssen das Erbarmen und einen grosszügigen Sinn in die Herzen der Menschen legen. Der geradlinig fromme Mensch, sagt der Psalm, hat nicht nur gute Ideen und effektive Mittel, wie er sozial tätig werden kann. Er hat vor allem ein Herz, das fest ist in Gott, und das darum Unerfreuliches, Angriffe und Niederlagen überwinden kann, und er hat ein Gesicht, über das manchmal die Tränen des Mitleids fliessen und auf dem die Freude über alles, das glücklich gelingt, erstrahlt. Wenn wir einem solchen Menschen begegnen, liebe Gemeinde, sollen wir das nicht selbstverständlich nehmen, sondern sollen Gott loben, dass er noch immer am Werk ist bei uns, und dass er mit seinem Wort wieder einen Menschen geschaffen und begabt hat, so dass er das Gute tun will und tun kann. Halleluja – den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis! Amen.